

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 7

Artikel: Fronfastennacht
Autor: Wuest, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-708548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selbstschutz der Armee.

Eine stark besuchte Versammlung des Offiziersvereins des St. Immertales hat sich letzter Tage mit dem ernstesten Problem des Antimilitarismus befasst, wie er von gewissen politischen Parteien mit allen Mitteln im Volke gross zu ziehen versucht wird. Der Pressekrieg, der vor einigen Monaten von den Feinden unserer vaterländischen Institutionen entfesselt worden ist, hat in den letzten Zeiten eine Heftigkeit erlangt, der man nicht gleichgültig und untätig zusehen kann. Die kleinsten Vorfälle, die der Volkstümlichkeit der Armee schaden können, werden in unerträglicher Weise übertrieben und aufgebauscht, und wenn dann die mit vollkommener Unparteilichkeit angestellten Untersuchungen die Unhaltbarkeit der von der antimilitaristischen Presse herumgebotenen Anklagen dartun, so drücken sich diese Blätter glatt um die Wahrheit herum. In solchen Fällen genügt aber Stillschweigen nicht, und die Verbreiter falscher Nachrichten sollten zu Berichtigungen verhalten werden.

Die Versammlung der Offiziere des St. Immertales hat deshalb den Beschluss gefasst, die schweizerische Offiziersgesellschaft zu einem Vorgehen zu veranlassen, das dieser unhaltbaren Lage ein Ende setzt.

Damit aber der Armee die Sympathie der grossen Mehrheit des Schweizervolkes erhalten bleibe, genügt es nicht, sie nur gegen die Angriffe ihrer Feinde zu verteidigen; vielmehr ist nötig, dass die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die sie bilden, Freude haben können am Dienst, und diese Dienstfreudigkeit soll ihnen nicht durch jene Leute verdorben werden, die alles Interesse daran hätten, die Dienstwilligkeit anzufeuern. In diesem Sinne wird der Offiziersverein von St. Immer Schritte unternehmen, damit gewisse Missbräuche, die der Armee mehr schaden als alles Geschrei der Gegner, gründlich abgestellt werden.

(Nachschrift der Redaktion: Es ist in der Tat an der Zeit, dass die vaterländisch gesinnten Wehrmänner selber sich zur Wehre setzen gegen die unablässigen Besudelungen und Verleumdungen von politischen Hetzern, die nur auf den Augenblick hinarbeiten, wo sie eine rote Garde an Stelle unseres eidgenössischen Volksheeres einführen können. Und ihre Selbstwehr wird umso achtenswerter, als in der obigen Kundgebung der deutliche Wille zum Ausdruck kommt, auch die Augen offen zu halten auf Fehler und Mißstände, die da und dort in der Armee noch vorkommen.)

Fronfastennacht.

Von H. Wuest.

Die Kompagnie lag schon seit Anfang Februar ziemlich abseits vom Standort des Bataillons in einem Gehöft an einer Strassenkreuzung am Fusse der Belchenfluh. Dass die Gebäulichkeiten nicht von gestern und auch keine bäuerliche Niederlassung nach Art der umliegenden waren, sah man bald. Massive Mauern mit meterdicken vorspringenden Grundpfeilern trugen weit ausladende Ziegeldächer mit bäumigen Dachsparren. Was jetzt als Scheune und Wagenschuppen diente, war vor Jahrhunderten nichts weniger als eine grosse Kapelle gewesen. Davon zeugte noch die hohe gewölbte Einfahrt, der Heilige darüber und der Dachreiter mit der gesprungenen Glocke. Den wenigen Historikern unter dem Kriegsvolk war es denn auch nicht unbe-

kannt, dass ihr Kantonement im Mittelalter ein Klösterchen gewesen, dem dann die Reformation den Garaus machte, indem sie es in die Hände eines neugläubigen Herrn brachte. Die Mönche zogen aus, das Messglöcklein verstummte, alles wurde anders und nur der Belchenspitze blickte noch hundert und aberhundert Jahre unverwandt auf die herunter, die in dem alten Kloster kamen und gingen, starben und geboren wurden. Auch der Weltkrieg veränderte ihn nicht, nur zu seinen Füßen begann es zu krabbeln, da wurde gegraben, gesprengt, gemauert wochen-, monate- und jahrelang.

Jede Kompagnie, die das Kloster belegte, hatte ihre Naturschwärmer, die, so oft es der Dienst erlaubte, zum Signal hinaufstiegen und Ausschau hielten über ungezählte Tiefen und Höhen bis hinunter in die Rheinebene. Von der gegenwärtigen Kompagnie war der Füsilier Widmer aber keiner von diesen. Unter den Kameraden hiess er nicht der Füsilier Widmer, sondern der Füsilier Binggis. Warum, wusste eigentlich keiner zu sagen. Er hiess nun einmal so. Von Beruf war er Schlosser und stammte aus einem abgelegenen Dorfe des Wynentales. In seinem breiten Kopfe nistete noch der Dorfaberglaube aus der Zeit vor 40, 50 Jahren. Wenn in der lauen Märznacht des ungewöhnlich frühen Frühlings von den Abhängen des Belchen herab der wiehernde Ruf des Kauzes erschallte, die Wiggle um Mitternacht vom Dach der Klosterkirche rief oder das Glöcklein im Dachreiter vom Nachtwind lautlos hin und her schwankte, dann war Füsilier Binggis in seinem Element. Ernst und geheimnisvoll deutete er im Morgenrauen den aufhorchenden Kameraden die Zeichen der Nacht. Er wusste, wem von der Kompagnie die Wiggle den Tod verkündet und was der Kautz vom Belchen dem auf der Gwidenfluh zugerufen hatte. Wagte einer seine Prophezeiungen über den Krieg zu bezweifeln, dann wusste er sie zu beleben mit Erlebnissen, die sein Vater im Jahre 1870 und sein Grossvater im Sonderbundskrieg in den Nächten vor Fronfasten gehabt und ihm gedeutet hatten. Es werde jetzt noch verschiedenes geschehen, da wieder Fronfasten vor der Tür stehe, ausserdem, was er schon gesehen und gehört habe.

So wurde eines Tages, als Füsilier Binggis auf einer grösseren Patrouille abwesend war, nach langer Beratung beschlossen, für Fronfasten ein Zeichen aufzustecken, an dem er lange zu deuten haben sollte. Der Pächter des Gutes, in den Plan eingeweiht, stellte einen riesenhaften Kürbis zur Verfügung. Er wurde ausgehöhlt, dann nahm ihn die Postordonnanz Dietiker hinauf zu den Tessinergenetruppen auf der Lauchweid. Schon am nächsten Tage brachte er ihn wieder zurück. Auf seine obere, schwach gehöhlte Seite, die ein gelblichweisses Aussehen hatte, war das Antlitz eines Mönchs eingeschnitten. Die Augen halb geschlossen, die Nase und der Mund ungewöhnlich gross. Die Augenhöhlen wurden von innen mit blauem Papier überzogen und der Grund des Kürbis zur Aufnahme von zwei dicken Kerzen eingerichtet. Ueber das Ganze bis an die Stirn zog man eine schwarze Kapuze.

Wenn nun Füsilier Binggis in der Fronfastennacht am Brunnen vor der Kirche die Wache hatte, sollte sich eine rechtzeitig hinter dem epheuüberzogenen Gartenzaun verbergen, das Licht im Kürbis anzünden und dann Schlag Mitternacht den Kopf langsam hochheben und wieder verschwinden lassen. Dies sollte er so oft wiederholen, bis er die Aufmerksamkeit des Postens erregt hätte. Für alle Eventualitäten wurde der Plan dem Zugführer unterbreitet. Der hatte nichts da-

gegen, machte aber auf einen Haken aufmerksam, den die Sache haben könnte. Wie alle Schildwachen, hatte Füsilier Binggis scharf geladen und da war es nicht ausgeschlossen, dass er auf die wunderbare Erscheinung schoss. Im Schreck oder aus einem andern Grund, wer konnte das wissen. Da musste man sich vorsehen. Schildwache Nr. 3 wurde deshalb sofort vom Brunnen an der Weggabel vor den Eingang der Kirche verlegt. Der Mann mit dem Kürbis wollte dann hinter dem gegenüberliegenden hohen Brunnentrog Aufstellung nehmen und den Kürbis überdies an einer Stange hochheben. Allfällige Geschosse gingen so ins Freie und konnten keinen Schaden anrichten.

Ueber dem alten Klösterlein schlummerte die Märznacht. Fronfasten! Die Luft war weich und lau wie im Mai. Um den Dachreiter flatterten die Fledermäuse. Füsilier Binggis hatte den ganzen Nachmittag geschlafen und sich dafür bereit erklärt, von 9 bis 1 Uhr die Schildwache an der Kirche zu versehen. Nach seiner Art hatte er zuerst etwas gemurrt und durchaus am Brunnentrog Aufstellung nehmen wollen. Nun stand er schon bald drei Stunden unter dem Vordach, nahm das Gewehr unter den Arm, dann wieder auf die Schulter, stellte es auch wohl neben die Füße, obwohl das verboten war. Dann wieder trat er lauschend auf die Strasse, denn in den kahlen Aesten des Nussbaumes gurrte es dumpf und unheimlich. Jetzt johlte auch der Nachtkauz vom Belchen herunter und gleich antwortete der von der Gwidenfluh, dass es von den Hängen widerhallte. Binggis schüttelte sich. Es war ihm erst am Nachmittag in den Sinn gekommen, dass heute Fronfasten war, sonst wäre er den Tausch nicht eingegangen.

Dass er gerade von 12 bis 1 Uhr noch stehen musste! Jetzt war wohl bald Mitternacht. Wenn er gut aufpasste, konnte er die Kirchenuhr unten in Langenbruck schlagen hören. Er lauschte. Wiederum jauchzte es gellend vom Berg herab. Binggis warf mit einem Griff das Gewehr über die Schulter und umfasste krampfhaft den Kolbenhals. War es denn nicht, als ob hinter dem Brunnentrog sich etwas Leuchtendes hin und her bewegte? Er blickte schärfer hin. Doch alles blieb dunkel, nur der Brunnen plätscherte aus der Röhre und der Ablauf gurgelte. Ein Aufatmen, dem aber bald ein halberstickter Ausruf folgte. Denn jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Hinter dem halb mannshohen Trog erhob sich langsam eine brennende Gestalt, nein, gräulicher, nur ein Kopf, machte einen Augenblick Halt und schien mit den Augen die Schildwache zu suchen. Dann stieg er höher, drehte sich nach links, nach rechts und schwebte schliesslich unbeweglich frei in der Luft. Die Kapuze reichte ihm bis tief auf die Augen, die blaugrün wie faules Holz darunter hervorzündeten. Die Nase schien sich zu bewegen, aus dem breiten Munde leuchteten ein paar lange, spitze Zähne. Binggis schauderte. Jetzt neigte sich der Kopf nach vorwärts und kam näher. Da aber riss Binggis das Gewehr von der Schulter und feuerte fünf-, sechsmal blindwütig, bis das Magazin leer war. Er riegelte noch, als das Gewehr schon lange stumm war. Als er dies endlich inne war, war der Kopf verschwunden und Binggis rannte wie besessen nach der Scheune, den Posten zu alarmieren. Doch die kamen ihm schon polternd über das Jaucheloch entgegengeläufen. Anscheinend in höchster Aufregung, und fragten ihn nach dem Grunde seines Schnellfeuers. Doch der schnappte bloss nach Luft und deutete nach dem Brunnen. Der ganze Posten rannte dorthin, Binggis keuchend hinten nach.

Am Brunnen machten sie Halt und nahmen Aufstellung darum herum. Binggis schlich hinter den Trog.

«Man sieht ja nichts!» sagte der Gefreite Jappert, rannte fort und kehrte gleich wieder zurück mit der Laterne des Wachtlokals.

«Wo hast du den Mönch gesehen?» schrie er Binggis an. Dieser hatte zwar noch kein Wort von einem Mönch gesagt und wäre er heller gewesen, hätte er Verdacht schöpfen müssen. So aber zeigte er nur vor sich hin und liess sich von Jappert am Boden leuchten. Man sah auch jetzt nichts. Da hob Jappert die Laterne bis an Binggis' Stirne und deutete mit unzweideutiger Gebärde nach seiner eigenen. Das ausbrechende Gelächter der andern brachte Binggis in Wut. Er schalt Jappert ein Kamel, das auch mit der grössten Laterne des Nachts nichts sähe als höchstens etwa des Pächters



Das Abfüllen der Gurten für die Maschinengewehre.
Wassermann, Genf.

dicke Magd, die Marei. Die fände er sogar ohne Licht, oder ob er vorgestern nacht gegen 10 Uhr vielleicht auch ein Laterne in die Rottännchen am Bach hätte bringen sollen? Da sei es aber ohne gegangen.

Die andern sperrten die Mäuler auf, denn ihnen gegenüber spielte Marei die solide. Jappert suchte die Sache ins Harmlose zu ziehen, doch war ihm nicht wohl dabei, weniger wegen der Marei, aber um jene Zeit hätte er nach Patrouillenbefehl oben auf dem Belchensattel sein sollen. Binggis hatte ihm vorgestern nacht noch versprochen, über die Sache zu schweigen. Nun galt es, ihn wieder zu beruhigen. So bemerkte er denn ablenkend, mehr zu den andern gewendet, es sei immerhin nicht ausgeschlossen, dass sich etwas gezeigt habe, so bei alten Klöstern gehe meistens etwas um. Wie er sich jetzt erinnere, habe ihm der vorige Postenchef etwas von einem Mönch, der sich alle Jahre einmal zeige, erzählt. Wie er denn ausgesehen habe? Nun war Binggis wieder in seinem Element und schilderte die Erscheinung mit allen Einzelheiten. Jappert hörte tiefsinnig zu, auch die übrigen zeigten ernste Mienen.

Wenn sie auch diesen Spuk genau kannten, Aehnliches mochte sich hier wohl schon ereignet haben.

Neben ihnen gurgelte durch Erlengebüsch geheimnisvoll der Bach, von dem niemand recht wusste, wo er eigentlich her kam. Die Glocke auf dem Dach schwang lautlos hin und her und wie sie recht hinsahen, hockte daneben auf dem First eine riesige Eule und glotzte herunter.

Von der Gwidenfluh hernieder aber schrie in diesem Augenblick wieder einer ihrer Gefährten und sein Rufen lief über alle Hänge weithin durch die Mitternacht.

Binggis aber deutete an dem brennenden Kopf noch herum, als der Krieg schon längst zu Ende und er wieder endgültig in sein stilles Dorf an der Wyna zurückgekehrt war.

Der Schmuggler.

Episode aus der Grenzbesetzung,
von Karl Schaffner, Zürich.

Eintönig rauschte der Regen vom bleigrauen Himmel. Schwernasse Wolken schleppten sich über die dichtbewaldeten Käme des Blauen und füllten jede Wald- und Berglucke mit nebligen Fetzen. Ueberall rauschte es und tropfte ohne Unterlass, als wollte die Natur selbst sich auflehnen gegen dieses Uebermass des nassen Segens. Von unten herauf grüsste aus dem Regenschleier die alte Wallfahrtskirche von M und über dem dunstigen Walde, der den vor uns liegenden Hügelrücken bedeckte, war in der Nebelferne die Burg Landskron sichtbar. Hin und wieder verriet ein dumpfes und oft gewaltig anschwellendes, fernes Rollen und Brummen wie von einem herannahenden Gewitter, die nicht allzu weit entfernte Front, wo sich die Angehörigen zweier feindlicher Parteien schon seit langer Zeit in zäh verbissenem Kampfe gegenüberlagen.

Der Gedanke allein an diejenigen, die bei solch gruslichem Wetter noch stets mit einem und oft mit beiden Füßen im Grabe standen, hätte eigentlich genügen müssen, uns unser Los noch ganz erträglich erscheinen zu lassen. Doch die Zufriedenheit ist eine gar seltene Blume und so stapften wir denn hier am Waldessaume missmutig durch den glitschigen Schmutz, in den sich die einst blühende Wiese durch die nun schon seit zwei Jahren hier herumtrampelnden Soldatenschuhe verwandelt hatte. Fluchend schmettete ich endlich den Kolben meines Gewehres auf einen mossbewachsenen Baumstumpf, der einsam am Waldrande stand und der schon oft Zeuge manches echt soldatischen Kraftwerkes geworden war.

«Wenn doch nur der T diesen ewigen nassen Segen holen würde!» polterte ich los. Und es war auch ganz danach. Schon seit drei unendlich langen Tagen dauerte diese ununterbrochene Stündflut und noch war gar keine Hoffnung auf Besserung vorhanden. Ja, das Barometer, das zu unser aller Erstaunen bei unserem Einzuge in der sonst ganz kahlen Wachtstube geblieben war, war noch um etliche Striche gesunken und hatte unsere ohnedies schon kratzbürstige Stimmung nur noch mehr herabgedrückt. Keinen trockenen Faden hatten wir mehr am Leibe und während den einzelnen Wachen blieb uns gewöhnlich alles andere zu tun übrig, als Kleider zu trocknen.

Unter solchen Umständen waren diese und ähnliche Kraftworte, die mir ab und zu entschlüpfen, sicher ehrlich gemeint. Im Bruststone der Ueberzeugung stimmte mir dann auch mein Wachtkamerad, der kleine dicke

Müller, jeweils bei und bemühte sich, mich wenn möglich noch zu übertrumpfen.

«Ein solcher B . . . sinn!» meinte er unter anderem, «stellt man uns hier bei diesem Hudelwetter in ein solch gottverlassenes «Burekaff», wo sich Füchse und Hasen bequem Gutenacht sagen können, ohne befürchten zu müssen, dass man sie dabei stört!»

«? ? ? !»

«Wenn man wenigstens etwa eine lebende Menschenseele zu Gesicht bekäme!» fuhr er nach einigem Stillschweigen grämlich zu räsonnieren weiter, «aber so!» Das übrige verebbte in einem unverständlichen Knurren.

«Verd und zugenäht, recht hast du!» pflichtete ich ihm bei. «Wenn nur wenigstens einmal etwas passieren würde! Aber jetzt sind wir schon seit zwei Monaten in diesem windigen «Negerdorfe» und haben noch nicht einmal einen harmlosen Schmuggler, geschweige denn einen leibhaftigen Deutschen oder gar einen Franzosen zu Gesicht bekommen.»

«Ja, ja, 's ist traurig, wie man uns Soldaten parteiisch behandelt!» seufzte Müller, «da haben die auf den höher gelegenen Beobachtungsposten ein anderes Leben. Die sehen wenigstens doch noch etwas von der Knallerei da drüben und müssen sich nicht wie wir nur mit dem Hm! Da fällt mir gerade etwas ein, was ich dir noch mitteilen wollte!»

Er räusperte sich wichtig und streckte seine kleine Gestalt, indem er zugleich seinen «Gemeindeammann» derart vorreckte, dass ich befürchtete, im nächsten Momente müsste der massive Ledergurt platzen. Ich schaute meinem Kameraden aufmunternd und neugierig zugleich in die treuherzigen wasserblauen Augen und machte mich duldsam auf einen recht «Faustdicken» gefasst.

«Du!» meinte er dann, nachdem er noch einmal kräftig geschluckt hatte, «gestern muss es «drüben» wieder böse hergegangen sein. Einer von der Felsplatte hat es mir erzählt — heute morgen —, die ganze Nacht wären sie auf den Beinen gewesen, um sich keine Phase des aufregenden Schauspiels entgehen zu lassen.»

Die Augen des Kleinen glänzten fieberig und über seine stoppligen Wangen hatte die Aufregung eine heftige Röte gezogen, in der Erinnerung an das Gehörte. Ich besann mich nun auch, dass wir die letzte Nacht recht ungehalten gewesen waren, über den Lärm von «Drüben», der zeitweise so gewaltig zugenommen hatte, dass die Scheiben in unserer Wachtstube ordentlich gezittert hatten. An Schlaf war natürlich nicht zu denken gewesen.

«Weisst du», unterbrach Müller hier meinen Gedankengang, «es muss herrlich gewesen sein. Beinahe wie an einem Seenachtfest in Zürich! Tausende von Leuchtkugeln, die das Gelände taghell erleuchteten, dann wieder farbige — und dazu das Donnern und Krachen und!»

«. . . nun, was noch?» fragte ich den Kleinen ungeduldig, mich rasch nach ihm umdrehend. Und beinahe hätte ich laut herausgelacht. Mit vorgeschobenem Kopf und mit vor Staunen offenem Munde stand dieser da und glotzte mit seinen Aeuglein in die Ferne, als sähe er dort ein strahlendes Wunder. Aergerlich darüber, was wohl schon wieder einen Unterbruch in die recht interessante Unterhaltung gebracht, die schon noch erbaulicher war, als die ewige Schimpferei, die — wie ich glaube — dem Soldaten im aktiven Dienste schon so halb zur zweiten Natur geworden ist, folgte ich dem starren Blicke meines Kameraden.